

Die Selbstvergessenheit des Abendlandes

Die Frohe Botschaft als Letztbegründung einer säkularen Welt?

Von Eberhard Straub

Zu den ganz selbstverständlichen Überzeugungen der allerneuesten Neuzeit gehört vorläufig – denn alle Überzeugungen sind im dauernden Selbstüberholungsprozeß technisch-ökonomischer Verwertungsgesellschaften nur noch vorläufige –, daß die »Post-Moderne« im »Post-Histoire« in eine »nachchristliche« Epoche eingetreten sei. Auch Christen halten es für dringend erforderlich, die Nachchristlichkeit der Welt anzuerkennen, um offen, problembewußt und realitätsbezogen Gesprächsbereitschaft zu bekunden, die zur äußersten Tugend geworden.

Immerhin, Christen haben stets, seit es sie gibt, »diskutieren« müssen, um weniger sich selbst als ihre Botschaft in wechselnden Zeiten verständlich machen zu können. Schließlich war ihnen von vorneherein gesagt worden, daß sie auf erhebliche Schwierigkeiten stoßen werden, wenn sie mitten in der Welt für die Frohe Botschaft werben und ihr gemäß leben, für sie Zeugnis ablegen. In gewissem Sinn mußte die Welt, auch die längst getaufte, dauernd evangelisiert werden. Die Geschichte des »christlichen Abendlandes« ist zu einem erheblichen Teil die Geschichte ununterbrochener Bemühung, diesen Raum zu evangelisieren, zu »verchristlichen«, bis hin zu dem Streit, welches nun das »richtige« Evangelium sei, das verkündigt werden müsse.

Die Kirche und die Christen wirkten, entsprechend ihrem Auftrag, missionarisch unter allen jeweiligen Gegebenheiten. Die äußeren Bedingungen mögen zeitweise günstiger gewesen als jetzt, weil die jeweiligen Gesellschaften sich als christlich geprägte verstanden und, als wie gläubig auch immer, ihren Glauben weitergaben, doch das änderte nichts an der dauernden Herausforderung und Verpflichtung zur Mission auch derer, die annahmen, im wahren Christentum zu leben.

Allerdings: Es ist nicht allein das Christentum, das in der »Post-Moderne« auf Gleichgültigkeit stößt oder als Vergangenes, endgültig Verlöschendes höchstens die neutrale Anteilnahme erfährt, die den unterschiedlichsten Erscheinungen gewidmet wird, die historisch und damit fremd geworden sind. Gleiches widerfährt philosophischen, politisch-ideologischen Richtungen, dem humanistischen Bildungsbegriff, die, auf welche Art auch immer und meist in Abwehr kirchlicher Ansprüche, versuchten, die Freiheit und Würde des Menschen, dessen Personalität, zu schützen, neu zu begründen oder zu verteidigen.

Für die postmodernen und deshalb unmittelbar zeitgenössischen Philosophen sind die großen Themen der Geschichte, die Freiheit und Würde des

Menschen, die Bemühung, sie durchzusetzen im Zusammenhang mit der Wahrheit, ob nun christlich verstanden, historisch-wissenschaftlich begründet oder ästhetisch, nur noch »große Erzählungen«, beliebige Märchen, die als solche einen gewissen Erinnerungswert besitzen, wie alle erfolgreichen Erfindungen und Erzählungen. Sie sind vorübergehende, interessante poetische Entwürfe, die in Wettbewerb zueinander treten, sich nicht den Weg verstellen, weil sie sich gar nicht stören. Sie leben nebeneinander, gleich-gültig und gleichgültig im Anarchismus der Sprachspiele, die sich selber selig sind, weil jedes Spiel innerhalb seiner Regeln sinnvoll ist und seine eigene, nur ihm gehörende Vernunft besitzt. Die totale Pluralität der Spiele und Stile, die in einem ganz anderen Sinne, als Schiller es je meinte, bestätigen möchte, daß der Mensch nur dort frei ist, wo er spielt, feiert sich als Widerstand gegen jede Totalität, gegen den Anspruch, etwas als wahr anzuerkennen und ihm als Wahrem verpflichtende Anerkennung zu verschaffen, was unter anderem erlaubt, nicht nur Spielverderber zu sein, sondern die Unzulänglichkeit der Spielregeln der vielen Spiele, nicht nur »just for fun«, bloßzustellen.

Ist alles nur noch Spiel, dann wird auch alsbald die Rationalität zum bloßen Effekt, zum Spielmaterial bei den mannigfachen Bemühungen um geistreiche Dekonstruktion, die endlich auch das Individuum, den Dekonstrukteur, erreichen, dessen Selbst auflösen, weil es nur eine Einbildung mehr ist. Das Individuum, von dem Goethe noch dachte, daß es incommensurabel und unerschöpflich sei, wobei er es durchaus noch mit einem Menschenbild verknüpfte, das mit der christlichen Vorstellung von der Person, der Ebenbildlichkeit mit Gott, dem Wahren, Schönen und Guten, in lockerem Zusammenhalt blieb, wird dann zur unverbindlichen Durchgangsstation für Strömungen, Einflüsse und Bewegungen, die wichtiger sind als das harmlose Ich.

Das gewinnt nur eine vorübergehende Form, sofern es willig alles durch sich im abwechselnden Reigen hindurchgehen läßt, sich von allem berühren läßt, ohne etwas festzuhalten in dauernder Werdelust ständigen Wandels. Die wahre Authentizität bestätigt sich im Verzicht darauf, authentisch, unverwechselbar leben zu wollen. Die Frage nach der Authentizität erübrigt sich wie das Ich, das Selbst, die Person. Auch sie gehört zu den alten Erzählungen, während deren Lebendigkeit auch das »minimal self« nur ungern seine Würde darin finden mochte, das Resultat seiner Auflösung zu sein, nur Spielraum für aufleuchtende und verlöschende Zeichen und Symbole bereitzuhalten.

Das Selbst, die Person ist, wie es heißt, Simulation, wie alles übrige, eben Täuschung. Wo die Wahrheit, die den ganzen Menschen erfassen will, entfällt, dieser zur Fiktion wird, entschwindet auch die Wirklichkeit. In einem ganz anderen Sinn als bei Calderón wird das Leben als Wirklichkeitszerfall zum Traum. Calderón, und nicht nur er, erwartete, daß der Mensch Person werden kann, indem er allmählich die Welt ent-täuscht und zur Wahrheit vordringt und damit zum Grund seiner ureigensten Existenz, sich eben nicht darauf be-

schränkt, gleichsam ein ständiger Durchlauferhitzer für wechselnde Ideen, auch nur Launen zu sein, sein Leben auf ein hypothetisches Experiment zu verkürzen. Für Hypothesen stirbt man nicht. Eine Welt, die nur auf Hypothesen beruht, kann dieses äußerste Opfer nicht verlangen.

Das Christentum fordert eine Entscheidung. Die wünschten zumindest auch frühere Philosophen und Humanisten, die sich nicht damit begnügen wollten, die Frage des Pilatus, des intellektuellen Pluralisten, auf sich beruhen zu lassen. Ganz im Gegenteil, sie traten an mit dem Versprechen, vernünftig-wissenschaftlich, überprüfbar und verifizierbar, Natur und Geschichte erklären zu können, dauernde Gesetze zu formulieren, in denen sich die eine Wahrheit deutlich als verpflichtende Kraft zu erkennen gibt. Dieses Versprechen haben Geisteswissenschaftler und Naturwissenschaftler nicht eingelöst. Der Physiker resigniert, die Phänomene nicht erkennen zu können, nur den Staub zu sehen, den er vor ihnen aufwirbelt. Der Geisteswissenschaftler fügt sich in die Fülle der Welten, die in zahllose Neben- und Unterwelten zerfällt, in einen Markt der Möglichkeiten, der alles im Angebot hält, nur kein Weltbild mehr, kein Menschenbild, keinen Bildungsbegriff, damit der Mensch sich umfassend zum wahren Menschen kultiviere, was doch einst ihr erklärtes Ziel war.

Postmoderne, Post-histoire und Nachchristlichkeit rücken freilich das Christentum in unmittelbare Nähe zur Moderne und zur Geschichtlichkeit. Da gehört es auch hin. Wenn das Christentum verdunstet, wie gleichmütig beobachtet wird, dann geraten allerdings mit ihm auch all die Überzeugungen in Gefahr zu verdunsten, die von Freiheit und Würde des Menschen reden, die dem Rechtsstaat zu Grunde liegen, die den Menschen dazu aufrufen, sich auf die Wahrheit und nicht nur auf Hypothesen einzulassen, die ihn auf seine Vernunft verweist, die mit einer allgemeinen Vernunft in unmittelbarer Beziehung steht. Denn mehr als der Moderne bewußt war, blieb sie, selbst wenn sie mit der Kirche haderte, mit christlichen Überlieferungen verbunden. Jenseits von Freiheit und Würde, um diese Devise Skinners aufzugreifen, konnte sie sich den Menschen nicht denken.

Daß jeder Mensch zur Freiheit geboren, hatten Christus, der *liberator*, und in seiner Nachfolge die Christen mit radikaler Schärfe verkündigt, die Geschichte begreifend als einen dauernden Weg der Befreiung hin zur Freiheit in Gott. Auch in den krassesten Säkularisierungen des christlichen Menschenbildes und Freiheitsbegriffs verbergen sich noch Reste des Ursprungs, den sie verleugnen. Denn woher wüßten die vollständig hominisierten Menschen, daß sie sich grundsätzlich von den übrigen Lebewesen unterscheiden, wenn es ihnen nicht von Christus gesagt worden wäre? Der Mensch hat es nun einmal an sich, sich ungemein wichtig zu nehmen, was immer auch die Wissenschaftler ihm sagen. Er mag sich nicht damit begnügen, der Bruder der Graugans zu sein, und trotz aller wissenschaftlichen Beteuerungen, er solle sich nicht so wichtig nehmen, sieht er sich doch weiterhin im Mittelpunkt der Schöpfung,

der Evolution, die er ja entschlossen seinen Absichten unterordnet, ob nun zu seinem Vorteil oder Nachteil.

Wann immer aber Überlegungen angestellt werden, wie wissenschaftliche Tendenzen, die den Menschen aus guten Gründen unheimlich vorkommen, gehegt und gezähmt werden können, greifen die ordnenden Ethiker auf christliches Überlieferungsgut zurück, weil selbst der Humanismus, an den sie erinnern und um den sie sich sorgen, ganz und gar mit christlichen Anschauungen durchtränkt ist, weil in einer langen Geschichte es Christen waren, die alle entscheidenden Vorstellungen mit ihrem Geiste erfüllten. Von der Geschichte kann man sich nicht befreien und lösen, sie rumort ständig im Untergrund, irritierend vielleicht oder eben erhellend. Wer teilnahmslos den Glaubensschwund beobachtet, die Gleichgültigkeit gegenüber dem christlichen Herkommen nur konstatiert, in der Vermutung, dies betreffe allein die Kirche, erliegt einem Irrtum, da Menschenrecht und Menschenwürde auch in ihrer innerweltlichsten, individual-humanistischen Variation jede Substanz einbüßen, wenn das christliche Menschen- und Gottesbild zusehends verblaßt, von dem sie sich ableiten.

Ein großer Humanist wie Joseph Proudhon blieb sich dessen immer bewußt, Gott hinter jedem Begriff entdeckend, dessen theologischer Kern ihn jeweils verwirrte, in Gott das Gespenst seiner Seele vermutend, dem er denkend nicht zu entrinnen vermöge. Dieser energische Antitheist konnte seine Gedanken doch nur im unterbrochenen Gespräch mit dem Gott entwickeln, der die äußerste Freiheit, wie er, der verzweifelte Freiheitssucher, meinte, sich selbst vorbehielt.

Soll jenseits von Freiheit und Würde das Wesen des Menschen gefunden werden, dann verlieren sämtliche Vorstellungen, die nicht nur unser religiöses, sondern rechtlich geordnetes geselliges Leben immer noch prägen, ihre bindende Kraft. Dann würden sie endgültig zu willkürlichen Übereinkünften, die jederzeit widerrufen werden können.

Die Krise des Christentums, der Kirche, ihrem Wort Geltung zu verschaffen, sollte insofern »außerkirchliche« oder »außerchristliche« Kreise nicht in Sicherheit wiegen, als ginge sie das nichts an, vielleicht auch noch befangen in älteren Anschauungen, den Einfluß der Kirche zum Vorteil der Gesellschaft notwendigerweise beschneiden zu müssen. Die Ideen, die dem freiheitlichen Rechtsstaat zu Grunde liegen, befinden sich nicht minder in einer »Glaubenskrise«. Auch der begeistertste Liberale wird nicht mehr unbefangen annehmen, daß die Diskussion im Parlament der Stimme der Vernunft zur Vorrherrschaft verhilft, daß das Gesetz ein Werk eben dieser allgemeinen Vernunft sei. Die Legitimation unserer öffentlichen Einrichtungen, der demokratischen Verfahren, hängt mit historischen Ideen zusammen, deren Historizität, also Vergänglichkeit, zu erweisen unter anderem der Beruf des Historikers ist. Lassen sich Einrichtungen, politische Systeme, unwidersprochen lange aufrechterhalten, wenn die Ideen, die sie hervorriefen und begründeten, höchstens histo-

risch abgewogene Anerkennung finden, aber nicht unmittelbar zum selbstverständlichen »Glaubensgut« gehören, als solches nur ausgegeben werden?

Wie lange vermögen sich »bürgerliche« Verfassungen zu halten, wenn sich das Bürgertum in unübersehbarer Auflösung befindet und mit ihm das bürgerlich-liberale Menschenbild, das danach verlangte, Staat und Gesellschaft sich anzupassen, wenn »Bildung«, die doch beanspruchte, Bildung zu allgemeiner Menschlichkeit zu sein, von keiner »Bildungseinrichtung« mehr erwartet wird? Das sind keine weltenschmerzlichen Fragen gekränkter, verschwindender Bildungsbürgerlichkeit, das berührt durchaus die substantielle Krise jeder Art von Autorität und Hierarchie, in der sich, sofern sie als solche unmittelbare Zustimmung und Achtung findet, die Autorität und Hierarchie von Ideen äußert.

Es mag der Kirche schwer fallen, ihre heilige und hierarchische Autorität im Augenblick zu behaupten, aber den anderen Institutionen, denen *potestas* und *autoritas* zugebilligt wurden, ergeht es nicht anders. Vielleicht ist überhaupt die »Glaubwürdigkeitskrise« der Kirche nur eine Prolongation der durch die »Glaubwürdigkeitskrisen« der öffentlichen Einrichtungen hervorgerufenen Enttäuschungen? Möglicherweise werden auf die Kirche Desillusionierungen übertragen, die ihren Ursprung gar nicht in ihrem »Fehlverhalten« haben, weil endlich ein allgemeines Legitimationsdefizit auch ihr angelastet wird?

Im vergangenen Jahrhundert, zu dessen Beginn Kirche und Christentum keineswegs besser dastanden als heute, gelang es der Kirche, trotz heftiger Auseinandersetzungen mit der »Moderne« ihre Autorität zu festigen, die gesellschaftlichen Kräfte für sich zu gewinnen, trotz aller Widerstände sich alles durchdringend bemerkbar zu machen, und sei es auch nur, um erregten Protest auszulösen, der immerhin bestätigte, daß man sich mit ihr und ihrer Botschaft unter Umständen leidenschaftlich auseinandersetzen mußte. Christentum und Kirche ließen nicht gleichgültig, ihre Verkündigung wurde wahrgenommen, wenn auch nicht immer für wahr gehalten. Das 19. Jahrhundert war ein eminent religiöses, in dem Christentum und Kirche, wie höchstens im frühen 17. Jahrhundert, nachhaltig im Zusammenhang mit der Welt sich bewährten und sie veränderten.

Es war allerdings auch ein Jahrhundert der Laien, die unmittelbar von ihrer Stelle aus auf ihre Umwelt einwirkten. Die heutige Schwäche des Christentums und der Kirche ist vermutlich, so sehr Laien auch Rechte beanspruchen oder sich zurückgesetzt fühlen, eine Krise der Laien, die ihre innerweltlichen »Frustrationen« in die Kirche tragen, statt mitten in der Welt ihre »Sinn- und Orientierungsschwierigkeiten« auszutragen. Umgeben von Teilnahmslosigkeit suchen sie Geborgenheit im innerkirchlichen Verband, im Ghetto, und glauben, wenn sie im Altarraum nicht genug Bewegungsmöglichkeit erhalten, zurückgesetzt und lieblos mißverstanden zu werden. Statt ihrer Kirche Spielraum in der Welt zu verschaffen, suchen sie oft genug nur Spielraum in der Kirche, der dann angelastet wird, eben zu erstarren, unbeweglich zu sein, den Einfluß auf die Welt zu verspielen, den zu gewinnen oder zu erweitern doch

zuerst einmal denen auferlegt ist, die sich als Glieder der Kirche unmittelbar in der Welt bewegen und Aufgaben in der Welt zu erfüllen haben. Der weltliche Kleinmut breitet sich konsequenterweise dann in der Kirche aus, statt daß, wie im vergangenen Jahrhundert, entschlossene Weltzugewandtheit der Laien unsichere Kleriker ermunterte, ihnen Sicherheit gewährte, bis sie wiederum in wechselseitiger Ergänzung die christlichen Laien begeisterten und anspornten.

Zu Kleinmut und Zaghaftigkeit, wie sie oft in dem ohnehin kleinmütigen Deutschland verbreitet sind, das der Angst eine ungeahnte moralische Würde verlieh, besteht kein Anlaß. Die Kirche mit ihrer langen Tradition, unmittelbar mit ihrer Geschichte verknüpft, wirkt wohl zuweilen irritierend, gar als Herausforderung in einer Zeit, die in ihrer dauernden Neuwertigkeit, ihrer Selbstüberholung zur jeweils allerneuesten Neuzeit, ihre höchste Aufgabe erblickt. Doch die Gesellschaft ist selber unsicher geworden, ob sie in ihrem Hang zur dauernden Selbsterneuerung durch Selbstschöpfung nicht den Boden unter den Füßen verliert. Während des vergangenen Jahrhunderts wurde unermüdlich eine neue Religion für den neuen Menschen gesucht, was insgesamt dem Christentum in all seinen Variationen eine überraschende Anziehungskraft verlieh. Erschöpft von den Eskapaden ideologisch-utopischer, politischer Religiosität, macht sich jetzt eine Stimmung breit, Religion gänzlich der privaten Laune zu überantworten, ihr jede öffentlich-verbindende Kraft und Wirkung abzusprechen. Doch der skeptische Demokrat und mehr aus Vernunft denn aus dem Herzen katholische Tocqueville hatte schon um 1830 zu bedenken gegeben, daß keine neue Religion »gemacht« werden könne, daß man der alten als der Religion überhaupt aber dringend bedürfe, damit die heraufdämmernde Zeit einer freien Mitbestimmung ihre öffentlichen Tugenden lebendig und überzeugend erhalten könne, daß sie einen festen Anker brauche, um nicht haltlos sich von ihren eigenen sittlichen Grundlagen zu entfernen.

Die Kirche hat das nie anders gesehen. Sie kann auf die Öffentlichkeit gar nicht verzichten, weil es ihr Auftrag ist, immer auf die Welt befreiend einzuwirken, befreiend von der Vorherrschaft des Bösen, des Irrtum, der Ungerechtigkeit. Ihr Auftrag ist kein privater, sondern ein den ganzen Menschen und damit die Öffentlichkeit unmittelbar berührender. Das Monopol des Religiösen entgleitet der Kirche. Das Religiöse verflüchtigt sich pluralistisch in alle möglichen Gruppen, wie in der Spätantike, bevor dann das Christentum all die vagen Stimmungen durchdrang und seine Botschaft rettend verkündigte, rettend vor Abhängigkeit von Dämonen, Angst, Schrecken, hinführend zur Freiheit. Kann es »der Öffentlichkeit« so ganz gleichgültig bleiben, daß die alten Götter, längst überwundene Abhängigkeit und Furcht, wieder auferstehen in Kulte, die mit ihren Grundsätzen, soviel sie auch verheißen mögen, doch ganz und gar allem widersprechen, was im Laufe der Jahrhunderte zu den großen, verbindenden Überzeugungen wurde, die auch diese Welt noch sittlich und rechtlich legitimieren? Wie im wirtschaftlichen Bereich der Pluralismus seine Grenze findet,

denn nur die Marktwirtschaft, wie auch immer weiter charakterisiert, ist als verbindliche Kraft »sanktioniert«, so kann im Sittlich-Religiösen nicht eine ungezügelter Marktwirtschaft herrschen, die neutral mit ihren selbstregulierenden Mechanismen Angebote ausscheidet oder ihnen zum Erfolg verhilft.

Eine Gesellschaft fröhlicher Alt-Heiden, die an Wotan glaubt, Gurus und Druiden folgt, Dämonen huldigt, sich mit edlen Steinen, Wurzeln oder Heilpflanzen im Wortsinne erlöst, vermag kaum die öffentlichen Tugenden zu pflegen, auf die nun einmal diese Welt angewiesen ist. Es führt kein Weg zurück vor die Geschichte, vor das Christentum, dessen Spiritualität, Rationalität, Wissenschaftlichkeit den Weg ebnete für deren Säkularisierung, aber immer im Zusammenhang mit einem Menschenbild und einer Vorstellung von Freiheit und Gerechtigkeit, die jedenfalls nicht in vollständigem Gegensatz zu ihrem christlichen Ursprüngen steht, wie das »Neu-Heidentum«. Eine Welt, die aus dem Christentum hervorging, unterhöhlt ihre eigenen Fundamente, wenn sie meint, sorglos die Zukunft des Christentums beobachten zu können. Hier liegt wohl die wichtigste Aufgabe der Kirche und gerade der Laien, dies der »Öffentlichkeit« verständlich zu machen.

Mit ihrer Botschaft verteidigt sie die »Moderne«, die in einer Legitimationskrise steckt, die all ihre Institutionen und Ideen berührt. Die Gesellschaft weiß es nur nicht, und die Kirche, in mannigfache Auseinandersetzungen mit der Moderne verstrickt, hat der Welt wohl nicht immer klar genug verdeutlicht, wie diese selbst in ihren säkularisiertesten Ausdrücken auf den Ursprung angewiesen ist, von dem aus sie sich fort und fort entwickelte. Wie sie in der Spätantike das Kreuz über die Stoa schlug, so braucht sie jetzt nur das Kreuz über Erscheinungen zu schlagen, gegen die sie sich – historisch jeweils zu Recht – wehrte, sofern dort der ursprünglich christliche Kern vorhanden. Ihre Aufgabe ist es damit, das, was scheinbar unchristlich, humanistisch-neutral, abermals zu »taufen«, an dessen Christlichkeit zu erinnern.

Denn so »weltlich«, wie gerne vermutet, ist die weltliche Welt nicht, also so christusfern. Zum eigenen Schutz bedarf sie der Erinnerung an ihre christlichen Ursprünge. Da liegt ein Anknüpfungspunkt für die Kirche, die biegsam, wie sie immer war, für ihre Wahrheit sich auch derer zu bedienen wußte, die sie früher bekämpfte. Sie ist die Erbin auch solcher Tendenzen, die ihr widersprachen und scheiterten. Die Kirche und der katholische Begriff der Humanität kann in Zeiten, in denen der Mensch, in seiner personalen Würde »wissenschaftlich« angefochten, zur Fiktion erklärt wird, in denen die Ichvergessenheit von allen möglichen Verführern zum höchsten Moment gesteigerter Selbsterfahrung stilisiert wird, sich anstandslos mit den Überlieferungen eines rein humanistischen Welt- und Menschenbildes verbünden. Nicht um es zu teilen, vielmehr um gegen den Widerspruch solcher, die ein Menschenbild jenseits von Freiheit und Würde entwerfen, an dessen christliche Ursprünge zu erinnern, damit es Kraft behält, sich zu behaupten.